Umfang acht Seiten

Einzelbezug 40 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag
Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a

Herausgeber und Schriftleiter
HERWARTH WALDEN

Ausstellungsräume
Berlin W / Königin Augustastr. 51

DRITTER JAHRGANG

BERLIN FEBRUAR 1913

NUMMER 146/147



Fr. Marc: Ruhende Pferde / Originalholzschnitt

Kunst

Die Maler mit dem Dichter

Es gibt nur eine berechtigte Art von Kunstkritik, und die schreibt Herr Doktor Willy Burger in den „Münchener Neuesten Nachrichten". Wenn doch eine Faschingsnummer dieses Blattes jemals die Höhe dieser Kunstkritik erreichen würde. Zum Beispiel:

„Reinh. M. Eichler zwei schöne dekorative Bilder „Weidenkätzchen". ein junges Mädchen, das zusammen mit den Anzeichen des Frühlings so arrangiert ist, daß man unwillkürlich an beste japanische Vorbilder erinnert wird und den „Vasenschmuck", ein Breitbild, auf dem den kostbaren Erzeugnissen moderner Keramik auf der einen Seite durch ein junges Mädchen auf der andern ein Paroli geboten wird, ohne daß das notwendige Inbeziehungsetzen der beiden fehlte."

Das Inbeziehungsetzen der Keramik mit dem jungen Mädchen, zusammen mit den Anzeichen des Frühlings, geschah bereits am 17. Dezember. Der Januar wird noch lustiger. Was malt Herr Friedrich von Keller? „Zwar rauhe, aber kraftvolle, sehnige Gestalten, denen die harte Arbeit nichts von der Gesundheit zu rauben vermochte!"

Arbeiter, die sogar die Malerei des Herrn von Keller überstanden. Aber „wo sie im Freien auftreten, überschneiden sie um ein Bedeutendes den Horizont." Herr Doktor Burger nennt das Ueberschneiden einen Kunstgriff. Kellers Arbeiter sind „in einer hellen ein wenig gelbbraunen Farbe gemalt, die stark an den Sandstein erinnert, mit dem die meisten seiner Arbeiter zu tun haben". So wahr malt dieser Meister. Noch mehr. „Keller gehört auch zu den wenigen Künstlern, die das Hohe Lied der Arbeit ohne jede Nebenmelodie singen." Er malt, wie der Vogel singt. Aber „auch die religiöse Malerei pflegt er; das Bild Loth und seine Töchter vertritt neben einer älteren Grablegung Christi dieses Fach." Und wie er neben dieses Fach vertritt! Das vermag nur ein Maler, wie der Herr Kritiker Burger, zu besingen:

„Gebückt ermattet von der Anstrengung, aber urweltlich groß, kommt Loth an der Hand des Engels den Berg herauf; an Michelangelos Sintflut denkt man; an der anderen freien Hand halten sich die Töchter fest; in der Zäsur zwischen ihnen und dem Vater wird Loths Weib sichtbar, die sich umwendet und in das von schwefelgelben Blitzen gräßlich zerrissene nächtliche Dunkel zurückblickt. Ein Bild von gewaltigem und tiefergreifendem Eindruck, das wie eine Illustration zu Lord Byrons Gedicht wirkt oder vielmehr dessen Geist atmet."

Sonst „begegnet man in der Gallerie Heinemann noch einer größeren Kollektion des ebenso fleißigen und vielseitigen wie geistreichen Professors . . ." Diese Bilder müßte man eigentlich gesehen haben. Am 28. Januar ist Herr Doktor Burger, darf er endlich wieder alpin sein. Er sieht den bedeutendsten lebenden Darsteller der Alpen: „Er verliert sich nicht allzu stark in die genaue Wiedergabe der einzelnen Fels- und Gebirgsformationen — das ist Sache und Aufgabe des Topographen —, noch sucht er den Eindruck des Bedeutenden, Majestätischen durch allzu große Vereinfachung, durch eine bloße Beschränkung auf dem ja allerdings auch noch starke Wirkungen in sich bergenden Kontur zu erreichen." Aber auch eine „ideale Seite im Beschauer wird angeschlagen". Nämlich: „nämlich das eigener Kleinheit und Schwachheit gegenüber diesen allerdings nur scheinbar auf Ewigkeitswerten aufgebauten Riesen des Hochgebirges". Der Maler malt auch für die Kleinen und Schwachen: „Am ‚Sonntagmorgen' versammeln sich die Bergbewohner vor der kleinen hölzernen Kirche, in ihrer bunten Landestracht, Werte von stark dekorativer Wirksamkeit an sich tragend." Was bleibt einem Maler bei soviel Werten noch übrig, als sie zu besingen, sie, die schon malerisch an sich sind. Aber der Maler kann noch mehr: „Ein alter Mähder neben seinem gealterten Weibe schildert ergreifend die Kürze und Mühseligkeit allen menschlichen Lebens, wie es im neunten Psalm knapp und eindringlich gekennzeichnet wird." Dieser Maler hat es wirklich schwer. Hier hat der neunte Psalm sein Bild schon so knapp und eindringlich gemalt, daß dem Maler kaum das Malen übrig blieb. Wer einen Burger so begeistert, kann sicher als Maler nur ein Bürger sein.

Der Maler ohne Dichter

Die Wochenschrift „Die Aktion", herausgegeben von Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Str. 17, Telephon Amt Pfalzburg 6242, leistet für ihre Mitarbeiter eine Nummer „Lyrische Antologie". So schlimm steht es um die Lyrik doch noch nicht, wie diese Nummer glauben macht. Man schwärmt allgemein für Huren, Lues und Exkremente. Herr Kurt Hiller hat sehr oft den Ehrgeiz besessen, als Lyriker im Sturm gedruckt zu werden. Ich will ihm loyal diesmal für vier Zeilen vier Zeilen öffnen:

> Täglich nimmt mein Daseinstrieb ab,
> Denn das Leben trieft von Lues,
> Wenn ich irgendwas noch lieb hab,
> Stahlgeäugter, dann bist Du es!

Das nennt man fortgeschrittene Lyrik. Aber die Aktion hat nicht nur diesen Lyriker und viele ebenso schlechte entdeckt, sondern auch einen Maler. Natürlich Herrn Max Oppenheimer, der ja bei den Lesern dieser Zeitschrift berühmt genug geworden ist. Nicht einmal die Aktionslyriker vermochten sich für diesen Maler so zu begeistern, daß sie ihn mit den üblichen lyrischen Exkrementen bewarfen. Aber Herr Franz Pfemfert (Amt Pfalzburg 6242) ist nicht umsonst der große Politiker. Er nimmt einfach ein Gedicht von Reinhold Lenz, nennt ihn sehr dichterisch Frühling, druckt sein Gedicht „Gemälde des Erschlagenen" ab und erschlägt den Toten durch die Widmung: „Auf Max Oppenheimers Gemälde: Der Erschlagene." Es genügt, daß Herr Franz Pfemfert (Amt Pfalzburg 6242) diese lyrische Antologie dem unsinnig überschätzten, aber dadurch unterschätzten Georg Heym widmet. Für Herrn Max Oppenheimer jedoch möge er selber zur Leier greifen und nicht einem toten Dichter einen unlebendigen Maler nachrufen.

H. W.

Die Schwermut des Genießers

Ein Roman

Von Artur Babillotte

> „Schaffen — das ist die große Erlösung vom Leiden, und des Lebens Leichtwerden. Aber daß der Schaffende sei, dazu selber tut Leid not und viel Verwandelung.
>
> „Ja, viel bitteres Sterben muß in eurem Leben sein, ihr Schaffenden! Also seid ihr Fürsprecher und Rechtfertiger aller Vergänglichkeit.
>
> „Daß der Schaffende selber Kind sei, das neu geboren werde, dazu muß er auch die Gebärerin sein wollen und der Schmerz der Gebärerin."
>
> Nietzsche „Also sprach Zarathustra"

Erster Teil

Lieber Theo!

Wenn ich alles um mich her zum Tönen gebracht habe, ist mein Lebenszweck erfüllt. Es ist eine Klangüberfülle in mir, daß ich manchmal in der festen Ueberzeugung lebe, es gebe keinen tönereicheren Menschen als mich. Dann gehe ich umher wie ein Sieger; ein Sieger über alles Unharmonische und Eintönige. Und spreche zu den Menschen wie ein Verzückter und wundere mich, wenn sie nicht widertönen und gleichsam durch meinen Töneüberfluß befruchtet werden. In solchen Augenblicken bin ich glücklich und unglücklich ohne Maßen, da ich meine eigene Kraft und die Gleichgiltigkeit der anderen erkenne und weiß, daß ich beide Erkenntnisse, gewissermaßen in eine zusammengeschmolzen, viele Stunden mit mir herumtragen muß.

Siehe, Theo, alles Geschehen und alles Nichtgeschehen, alles Reden und alles Schweigen, alle Bewegung und aller Stillstand — alles ist Musik. Und wer den Grundton dieser Musik gefunden, der fand den Ursprung und den Zweck des Lebens. Und wird selbst Musik! Du lächelst vielleicht, wenn du dies liest. Aber ich bitte dich, lächle nicht, bevor du mit gutem und starkem Willen versucht hast, mich zu verstehen. Du weißt, daß ich außerhalb des täglichen Lebens lebe, ein Sonderleben, dessen Sinn und Wunsch nur ich begreife. Meine Freunde aber bitte ich, mein Leben mit ehrlichem Willen zu betrachten und nie meinen Glaubenssatz zu vergessen: Künstler sein, heißt, eine Eigenwelt sein. Es ist meine Sehnsucht, daß meine Freunde mich verstehen und in mir aufgehen möchten. Ich bin ein Tyrann und bin ein Schöpfer, der die ganze Persönlichkeit dessen fordert, der an ihn glaubt.

— — Nie habe ich meine Seele lauter tönen hören, als in einer dunklen Wolkennacht, da ich in einem kleinen Kahn einen waldgesäumten Fluß hinabtrieb. Damals schon meinte ich „alles um mich her sei ein Tönen geworden und ich selbst zerfließe in eine weiche, starke Musik. Das Wasser tönte; die schwarzen Waldwände tönten; die Ruder und die Wolken und auch die Dinge und Geschehnisse außerhalb meines Gesichtskreises. Alle Töne strömten zu mir als dem Mittelpunkt. Ich war der Kern dieser alles in sich fassenden und verschlingenden Musik. Ich fühlte bei vollem Bewußtsein, wie ich aus mir selbst gehoben wurde und wie das kleinste Zittern der unendlichen Töne in mir mitzitterte. Und das Wunderbarste: Ich hatte den festen Glauben, Herr der ganzen Erde zu sein. In einem langen Zuge dröhnten und tanzten und schlichen die Prächte aller Länder an mir vorbei und grüßten mich. Da rauschte heran die farbentiefe klagende Lustmelodie Italiens, die herbe, poesielose Poesie des Nordlands, die kalte Starrheit russischer Steppen, alle Verworrenheit asiatischer Farbenmischung prunkte vor mir auf, alle Glut und Einsamkeit afrikanischer Wüsten und alle gleichgültige Sattheit der weiten Prärien Amerikas und alle dämonische Wildheit seiner Felsengebirge. Und die Stimmen aller Völker tanzten vor mir wie bunte Fontänen; leuchteten, sprühten, erloschen. Es gab nicht Raum noch Zeit mehr: Ich lebte viele tausend Jahre vor Christus und viele tausend Jahre nach ihm. Ich sah Alexander den

Großen sich vor mir neigen. Er trug in glühen Augen den Schöpferdrang des Genies; um seine hohe Stirn bebte der Zorn des barmherzigen Unbarmherzigen, der Götter und Länder stürzt, um Götter und Länder erschaffen zu können. In seiner Hand zuckte ein schweres Schwert, wie der Gestalt gewordene Riesengedanke dieses Gottmenschen. Eine schwermütig heißblütige Musik strahlte von dem Kämpfer aus. Er neigte sich und ging. Ich sah Christus, den tatfrohen Träumer. Um seine schmalen Lippen lächelte die allumfassende Liebe, und seine weißen Hände segneten. Er hatte Hände, wie sie die Märtyrer des Geistes haben. Der Heiligenschein, der ihn umglänzte, war Musik. Auch Nero sah ich, den wahnsinnigen Tyrannen, den unbewußten Bewußtheitskünder, der knietief in Blut und Flammen watete und in verzücktem Gehirn hohe Gedanken wälzte: es war sein Fluch, daß die Töne in ihm durcheinander stürzten und sich nie zu Harmonien zu ordnen vermochten. Eine endlose Reihe der Stärksten des Menschengeschlechts sah ich vorüberziehn. Der Gewalt folgte die Liebe, dem Auflodern der konzentriertesten Herrschsucht das Lächeln eines allbarmherzigen Segnens. Arminius, den kecken Kühnen sah ich und Konstantin den Großen, den christlichen Besieger des Heidentums, und den gärenden Attila und Odoaker, den Zertreter des weströmischen Reiches.

Alles um mich her tönte. Das Eilen der Wolken war Musik, das Rauschen des Waldes und das Schreiten der Jahrhunderte, die an mir vorüberzogen. Wie klopfte mein Herz, als ich Karl den Großen sah. Ein sattes Leuchten lag in seinen tiefen Herrscheraugen. Und seine starke Nase verriet Kühnheit und Edelmut. Seine vollen Lippen aber sprachen von Stolz und Ausdauer und Verachtung aller Kleinheit. Sein Gang war tragische Musik und sein breites Herrscherschwert der Taktstock zu einer Melodie, nach der ein prächtiges Reich tanzte. So zog Carolus voran einer stolzen und farbenreichen Pracht, einer beweglichen Melodie, die das Mittelaltermotiv der Weltgeschichte ist. Ein Kaiserzug schob sich in die Enge der wolkendunklen Nacht und grüßte mich. Ludwig den Frommen und Ludwig das Kind sah ich, und Heinrich IV, und Friedrich Barbarossa, und Konrad IV, wie ein Sturm kam Rudolf von Habsburg, der Willensgewaltige. Wie ein Lichtbringer kam Christoph Columbus, der so eng mit dem Weltganzen verbunden war, daß ihn nach einer unendlich weiten Ausdehnung gelüstete. Er bedeutet eine neue Melodie in der Symphonie, die da Weltgeschichte heißt.

Alle Tanfalgen flossen aus der Weite zu mir her und hüllen mich in ein Strahlenbündel ein. In jener Nacht hörte ich die süßensten und die häßlichsten Töne, die man sich denken kann. Eine mächtige Welt ging vor mir auf, die lange in mir geschlummert hatte, und durch ein Wunder erweckt wurde. Durch ein Wunder, mein verstehender Freund. Es ist seltsam, daß die Menschen des 20. Jahrhunderts so stumpf geworden sind. Wenn sie ein Geschrei vernehmen, ist es ihnen n u r Geschrei; und dringt ein leises Klingen an ihr Ohr, kann es das Ohr nicht empfangen und an die Seele weitergeben. Welch ein Glück und welch ein Unglück ist es für uns, teurer Freund, daß wir hinter die Dinge sehen kraft unseres Dichtergehirns und in allem alles wahrnehmmen, während die andern, die meisten, nur ein kleines Teilchen von allem Geschehen erfassen und zu ihrem Eigentum machen. So war mir jene Nacht auf dem Wasser ein Wunder. Ich hatte die Empfindung, als fiele ein Mantel von meiner Seele. Es war eine rein physische Empfindung. Wenn ich es dir beschreiben soll, möchte ich sagen: es war mir wie einem, der lange, in einen schweren Mantel gehüllt, durch einen heißen Sommernachmittag gegangen und plötzlich die Last abwirft und dasteht in glänzender Nacktheit. Es war die Geburt meiner wissenden Seele.

Die neue starke Melodie war in der Symphonie dieser Wundernacht aufgetaucht. Eine Tonfülle sproßte vor mir auf, daß ich wesenlos zu sein wähnte. Das Symbol des Kampfes zwischen Tag und Nacht und das Symbol des Sieges —: Ich begriff die Harmonie alles Geschehens und sah, war hellsehend. Die neue Melodie war so stark und brausend, daß ich keine Einzelpersonen mehr unterscheiden konnte: Ganze Länder waren jetzt zu Individuen geworden. Keine Einzelleidenschaften zogen mehr an mir vorüber, sondern die Leidenschaften ganzer Völker und Stämme. Es gab keinen mehr, der ein Genie war, sondern die Masse war das Genie. Das harte Genie der brutalen Tat. So sah ich das Brausen der Reformation, hörte die disharmonischen Schreie des dreißigjährigen Krieges, ohne daß ein Wallenstein erschien. Einzelmenschen galten nichts, nur die Masse hatte Wert und Glanz. Die Tonfülle steigerte sich, daß ich glauben mußte, alle Töne zu hören, die im Universum möglich sind. Vorüber zogen der Nordische Krieg und der Spanische Erbfolgekrieg, und jene laute Zeit, da der Siebenjährige Krieg aufprasselte, wie das furchtbar prächtige Feuerwerk eines lächelnd zerstörenden Gottes. Alle bewölkte Pracht jener Stätten, an denen die aufgereizten Menschen sich zerfleischten, schwankte an mir vorüber, schwer und langsam, wie im Herbst hochbeladene Erntewagen durch den sinkenden Tag schwanken. Erntewagen des Todes waren diese Landschaften. Trächtig von Blut und Rauch und Elend. Ein einziger wimmernder Ton waren sie, der anschwoll und zurückflutete und endlich in einem Röcheln erlosch. Kannst Du Dir denken, daß eine noch vollere Tonfülle möglich war? Ach, dieser e i n e Ton, den die vorüberschwankenden Landschaften des Kampfes bildeten, dieser eine Ton war so unendlich, daß ich alle Töne, die im Universum möglich sind, darin mitklingen hörte. Und daß ich nicht zu glauben wagte, es könne noch einen unscheinbaren Ton geben, der nicht mitklang. Da aber kam die Erstarrung! Eine Flut, die so heiß war, daß ich zu verbrennen wähnte, und so kalt, daß ich erstarrte und die deutliche Empfindung hatte, nicht mehr ich, sondern ein anderer zu sein; ein anderer, der mit einem höhnischen Lächeln vor mir stand und zusah, wie die schrecklichen, die Myriaden Töne mich töteten. Der Weltbrand kann nicht glüher und schaurig schöner sein, als diese Musik des roten Trotzes war. Nie habe ich so stark und gläubig empfunden, daß die Musik das einzig Bestehende ist, daß alles Musik ist, wie in den Minuten, da die französische Revolution auf mich einjubelte. Nie habe ich meine Mission freudiger und gewisser erkannt! In dem Augenblick, da der Einzelne als Genie versank und das Genie Volk an seine Stelle rückte, hatte ich geglaubt, wesenlos zu werden. Dann aber war das Gefühl des Wesenlosen so stark und durchdringend in mir geworden, daß ich mich endlich als Menschen außer mir sah, als Zuschauer in der tragischen Komödie meines Lebens. Wenn ich Dir schildern könnte, welch eine schreckliche Seligkeit es ist, fühlen zu müssen, wie man sich verflüchtigt, dann ein Wesen außer sich selbst und, anwachsend, endlich ein ganzes Volk wird! So aus der tiefsten Tiefe alles Geschehens geboren war diese Musik, daß ich mit schärfster Deutlichkeit wußte, daß ich sogar ganz laut vor mich hinsprach: Du bist die Revolution. Ich watete in Blut und fühlte das Schlagen zahlloser Gehirne in meinem Schädel und meinte, dem urstarken Drang nach Freiheit, der in mir pulste, erliegen zu müssen. Ich zerstörte die Bastille, ich war Robespierre und Danton und Marrat; ich schleppte Ludwig XVI. auf die Guillotine und enthauptete ihn; ich schrie mit einer Stimme, die von Grausamkeit verzerrt war, nach liberté, égalité, fraternité. Ich watete in Blut und schritt über die Leichen der Vornehmen und betete zur Dirne Vernunft und warf Brandfackeln in Schlösser und Paläste. Der Haß und die Wollust und die Grausamkeit von ganz Paris stürmten in mir; meine Taten waren die Taten der entfesselten Bestie, die da Volk heißt.

Wenn einer Musik ist und in Musik lebt und alles Geschehen ihm Musik bedeutet, hat er keine Zeit, müde zu sein. Du wirst von einer Eruption in die andere geworfen. Und wenn Dich ein Taumel fassen will, ist da eine Stimme in Dir, die ruft: vorwärts! vorwärts! koste alles Süße und alles Herbe, alle Qualen und alle Verzückung Deiner Geliebten! Es ist nicht leicht, Theo, Musik zu sein, Die Musik zum Gott und zur Geliebten zu haben. Glaube mir, ich wäre so gern müde gewesen, nachdem das Erlebnis der Revolution hinter mir lag — aber eine gewaltige Hand faßte mich und schleuderte mich neuem Erlebnis entgegen.

Immer noch war ich das Volk; aber meine Augen wurden klarer und sahen nicht mehr durch Schleier von Blut und Pulverdampf und Grausamkeit. Da sah ich in weiter, weiter Ferne einen Menschen sitzen; der war nicht größer und nicht breiter als eine Nadelspitze. . . . Dennoch aber konnte ich überdeutlich sein Gesicht sehen, ein schmerzhaft verzogenes Gesicht, in das die Leiden einer übersensitiven Seele ihre Furchen gegraben. Dieser Mensch, den ich in der Verzückung des Grams sitzen sah, war ich. So fern war ich von mir selbst, daß es mir war, als erblicke ich mich durch ein umgekehrt gehaltenes Opernglas. So ausschließlich Musik war ich, daß meine sterbliche Hülle in eine winzige Linie zusammenschrumpfte und nur das Ewige in mir groß und machtvoll blieb. Die bunten Schleier der Verbitterung und der Wut fielen von meinen Augen, der riesenstarke, trotzige Gesamtwille des Volkes verdichtete sich in mir, wurde einheitlich und sammelte sich in e i n e m Zentrum. Dieses Zentrum war das Gehirn des harten Weltbegeisterers Napoleon.

Weißt du, wer Napoleon Buonaparte war? Ich weiß es jetzt, denn ich habe ihn erlebt. Ich war jedes Fäserchen seines Gehirns, jeder Blutstropfen seines Herzens. Ich war ER selbst. Preise den Menschen, der Held und Feigling sein kann! Es ist das prächtigste Erlebnis, das du erleben kannst, wenn du ein Gewaltiger der Vergangenheit wirst. Segne die Stunde, die dir solches schenkt! Ich war Napoleon! Ist es ein Verbrechen, daß ich stolz bin, da ich dies von mir sagen kann?

In dem Augenblick, der mir das Bewußtsein meiner korsischen Heldenhaftigkeit gab, erkannte ich die Macht des Erschaffens. In diesem Augenblick wußte ich, daß jedes Kunstwerk ein Erlebnis des Künstlers ist und daß der Künstler nicht außerhalb seines Werkes stehen darf, sonden, daß er sein Werk selbst sein muß. Gelegenheitsdichter im höchsten Sinne muß der Künstler sein. In der Stunde, da er einen Tyrannen erschafft, muß er selber Tyrann sein; und zeugt sein Geist eine lieblich lächelnde Jungfrau, muß er selbst unschuldige Jungfrau sein.

. . . . So war ich Napoleon und trug den Herzschlag des Universums in mir. Wog die Geschicke der Völker in meinen ausgestreckten Händen, saß zu Gericht über alles, was sich nicht einfügte in den Willen meines grausam-liebenden Gehirns. Sandte die Blitze meiner in dämonischer Schwermut glühenden Augen über den Erdball und sog aus dem Geschehen des tatenüberlasteten Tages

die Ewigkeit. Trug in meiner Brust die Grausamkeit eines wilden Gottes und den prachtvollen Ehrgeiz des menschlichen Menschen. War überreich an Verachtung und Trotz und betätigte die Kraft, die hinter meiner Stirn brannte, in sausenden Kriegstaten. So war ich Napoleon, ein Gott und ein Verbrecher, ein Mensch ohne Begrenzung. Und so empfand ich ein Teilchen Allmacht in mir.

Wähnst Du, die Verzagtheit habe mich erfaßt und nimmer frei gegeben, da ich auf der einsamen Insel hin und her schritt in traurigen Zimmern, in denen alle Möbel und Teppiche und Bilder Schwermut waren? Ich schlug mit der Faust in den Tisch und zertrümmerte alle Verzweiflung, die zu mir kam. Ich lachte das schneidende Lachen des Einsamen, der weiß, daß ihn die prachtvolle Erinnerung noch ein langes Leben lang ernähren kann. Ich schloß die Fenster, damit nicht die trüben Wellen der Weltgeschichte meine Stille überschwemmten und den Lärm kopfloser Geschehnisse hereinspülten. Kopflos waren alle Geschehnisse, weil ich, Napoleon Buonaparte, der Einzige, der zertrümmerte Allmächtige, die Fäden nicht mehr in meinen Händen vereinigte. Das Leben war gestorben, weil ich zurückgegangen war in die Stille und nicht mehr in der Welt, sondern in mir die Unendlichkeit suchte. So lebte ich und ließ den Leichenzug meiner Taten an mir vorüberschwanken und weidete mich an ihrer Herrlichkeit. Marengo und Jena und Austerlitz, Moskau und Waterloo blühten vor mir auf im blutigen Glanz ihrer Schlachttage; die herrliche Kraft und der urböse Schmerz flossen in meine Seele und stärkten sie zu einem alles überwindenden Trotz. Und so starb ich einsam, aber allmächtig in mir, weil ich Unendlichkeit in mir wußte.

Kann ein Mensch höher steigen, als ich in dieser Nacht des Wunders stieg, Theo? Ich erlebte die höchste Selbstentäußerung des Künstlers und fühlte zugleich das Vermögen in mir, ein Kunstwerk zu schaffen. Und wie mich die Kraft meines Erlebnis-Vermögens die Weltgeschichte in Tönen begreifen lehrte, in demselben Maße gab es mir die Gewißheit, hier das weite Feld gefunden zu haben, aus dem meine Schöpfung emporblühen könnte. Alle Pracht, die jetzt noch an mir vorüberrauschte, genoß ich außer mir stehend und doch so innig mit mir, mit meiner fleischlichen Hülle verwachsen wie niemals. Das war das Höchste, was ich erreichen konnte: außer mir selbst zu stehen und meinen Körper nur in weiter Entfernung zu erblicken und doch meine Zugehörigkeit zu diesem Körper auf das Intensivste zu fühlen.

In diesem seelischen Spannungszustande fürchtete ich mich vor der Musik, die mich noch erwartete. Es war keine beengende Furcht, die darum so schwer gewesen wäre, weil ich genau gewußt hätte, es erwarte mich etwas Gefährliches. Es war, ich möchte sagen, eine befreiende Furcht: Die Furcht, vor etwas, von dem man weiß, daß es segensreich ist. Es war Furcht aus Dankbarkeit.

Wie eine trübe Wolke schwand die unplastische Zeit Napoleons III. vorüber. So überreich an Güte und Bosheit war der Oheim gewesen, daß für den Neffen nichts mehr übrig geblieben war. So stark und rücksichtslos mit Bewußtsein Napoleon Buonaparte, daß Louis Napoleon nur einen Schatten bedeutete, einen Schatten von Stärke und Rücksichtslosigkeit. Er war ein unbewußter Tyrann und ein bewußter Geck . . . Und seiner Zeit vermochte er nicht das Siegel seiner Herrlichkeit aufzudrücken. Wie eine trübe Wolke flog sie vorbei und versank in der Nacht, die über dem Wasser stand.

Und meine Furcht steigerte sich und hielt mich so fest, daß ich mitten im Boot stand und kein Fäserchen meines Körpers bewegen konnte. Ich konnte keine Musik mehr unterscheiden, denn alles war Musik geworden, so ausschließlich Musik, daß die Erkenntnis, daß es eine Materie gäbe, völlig in mir erloschen war. Gott hieß Musik; alles Reden und Schweigen, alle Bewegung, alle Lebensfreude, alle Krankheit war Musik. Und ich selbst das Zentrum dieser Musik. Meine Seele war wie ein Brennglas, in dem ich alle Strahlen sammelte. In dieser Nacht erfuhr ich, daß es eine strahlende Musik gibt, Theo.

Erinnerst du dich der Prozessionen, die wir oft betrachteten, als ich noch mit dir zusammen in dem kleinen Städtchen lebte? Es lag eine Festlichkeit über diesen Umzügen der Katholiken. Voran schritten die Kinder, die Knaben in dunkeln Kleidern, die Mädchen in bunten wehenden Röckchen. Sie schritten langsam und feierlich in unbewußter Andacht. Sie rührten mich stets und ich sagte dir oft: Siehe, auch wenn sie schreiten und lachen und halblaut erzählen, sind sie voll einer Andacht, die ihnen nicht zum Bewußtsein kommt. Dann kamen die Jungfrauen und Jünglinge, ernster und gefaßter; sie trugen ihre Andacht unsicher zur Schau und waren wissender als die Kinder und wagten doch nicht, ihr Wissen zu bekennen. Hinter ihnen endlich die Frauen und Männer. Matronen in schlichtgescheiteltem Haar, die um brünstig gefaltete Hände Rosenkränze aus Glas- oder Holzkugeln gewunden hatten, Frauen aus dem Volk, denen der harte Alltag in dieser Stunde die Mienen freigegeben; Greise, die vom Leben enttäuscht waren und sich an die Gnade des nahen Todes klammerten; Männer, herausgehoben aus der grauen Flut der täglichen Arbeit, denen dieser Blick in die Herrlichkeiten des Himmels dieselbe Wohltat war, wie einem, der lange zwischen hohen Häusern gewandert, der Ausblick von einem hohen Turm eine Wohltat bedeutet. Die Unharmonie vieler durcheinander gestammelter Gebete schwebte über diesem Zug wie ein schwerer träger Vogel. Es wirkte einlullend und wir vergaßen, daß die Pracht sich steigern würde. Wenn wir schon ganz in dieses Vergessen versunken waren, erlöste uns die gesteigerte Schönheit des Zuges. Wir sahen die Prunkgewänder der Priester, das goldbeladene Blenden des schwankenden Himmels, unter dessen Schatten ein greiser Priester ging, in ausgestreckten Händen die goldschwere Monstranz mit dem Leib Christi vor sich her tragend. Ferne Musik klang auf; ein Kirchenverein blies ein ernstes Lied. Wir staunten vor so viel Pracht und erkannten die Volksmusik, die in diesem allen lag, wir begriffen, daß nach diesem Höhepunkt, nach diesem Erscheinen des priesterlichen Glanzes nichts Höheres und Größeres mehr kommen könne und daß der Strom, der bescheiden angefangen, nach und nach mächtiger und eindrucksvoller geworden war, jetzt wieder zurückebben müsse, um ebenso bescheiden zu enden, wie er begonnen. Und so nahmen wir die einfachen Frauen und Männer, die hinter dem Himmel herschritten, als den ruhigen Ausklang dieses katholischen Volksliedes hin.

Dies soll Dich verstehen lehren, wie ich den letzten Teil des Wunders in jener Nacht betrachtete. Als Ausklang des Heldenliedes, das über mich gekommen. Nach der höchsten Welle, die Napoleon Buonaparte hieß, kam das Zurückfluten. Diese geschwungene Linie der zurückfallenden Welle aber bildete der deutsch-französische Krieg, der in die ruhigen Jahre des wiederhergestellten deutschen Reiches hineinführte und mich in die Stunde zurücktrug, in der ich das Wunder erlebte.

O, hättest Du den Krieg gesehen, wie ich ihn sah — wahrlich, Du bätest mich: schreib mir noch viel mehr, viel mehr von dieser Schönheit! Trunken vom Anblick der Herrlichkeit, trunken vor allem von dem Bewußtsein, den Höhepunkt erreicht zu haben, selbst Höhepunkt gewesen zu sei, genoß ich den großen Krieg. Ritt an der Seite der ernsten Generäle, war aus treuestem Herzen Deutscher und Franzose, schickte Armeen gegen Armeen ins Feld, jagte über die Fluren von Metz, besiegte die Franzosen bei Sedan und nahm am andern Tag den Kaiser gefangen; grüßte mit Stolz die französische Erde und zog selbstbewußt durch die Tore der glänzenden Seinestadt, in der ich einmal umjubelt ward von Tausenden, damals, da man mich Napoleon Buonaparte nannte. Ich erstickte im Jubel und zerfloß in Musik und saß daneben als Zuschauer, der wußte, daß diese Musik ewig forttönen müsse. Noch berauscht von der blutigen Pracht des Krieges, erlebte ich Bismarck. Meine Muskeln waren Stahl, meine Gedanken Marmor und meine Wünsche Feuer. Ich war ein Erdbeben. Ich stand mit breiten Füßen in der Erde und tauchte mein ehernes Haupt in die Wolken. Ich war Bismarck und fühlte doch die welterschütternde Emsigkeit Napoleon Buonapartes in mir nachzittern. Ich war ich und nicht ich, war alles und nichts. Könnte ich Dir doch dieses Gefühl einer erhabenen Nichtigkeit schildern!

So klang das Wunder aus: abflutend, ruhig und groß in Ordnung. Dies geschah vor zwei Jahren; meine Seele war empfänglich für das Wunder, denn hinter ihr lag eine Reihe öder Momente, in denen sie gewesen wie eine Orgel, die lange keine Meisterhand berührt und belebt hatte. Sie war im höchsten Maße aufnahmefähig, und es bedurfte nur eines starken Ereignisses, um sie zum Tönen zu bringen.

In jener Nacht des Wunders, Theo, fand ich mein Werk, das eine neue Kunst herbeiführen soll. Meine Seele wurde befruchtet von einem Gewaltigen. Es ist nicht die Frage, ob eine Seele groß und edel sei, es ist die Frage: ist sie so zart organisiert, daß selbst der schwächste Hauch eines Mundes eine Spur auf ihr zurückläßt? Und wenn die Seele derart bereit ist, zu empfangen, dann muß ein Mächtiges, außer uns, das dennoch völlig in uns ist, kommen, und muß die große Gebärde der Befruchtung über uns ergehen lassen. Wir vergessen, versinkend in ein Meer des Genusses, wer wir sind. Wir vergessen unsere Sterblichkeit, die Schranken, die unserem Können gezogen sind, vergessen die Disharmonie, die das Leitmotiv des Lebens ist, und sind nur Helden . . . Wir sind geschlechtslos und dennoch höher stehend als der Mann und das Weib, wir sind vor Anbetung unfähig, uns zu rühren, auch nur das äußerste Glied des kleinen Fingers zu bewegen und sind dennoch stärker als die ganze Menschheit; wir atmen kaum und vermögen nicht den Mund zu öffnen und den leisesten Ton zu stammeln, geschweige denn zu singen, und dennoch gibt es keinen, der mehr Musik wäre als wir — — Das ist das Wunder des Künstlers, Theo: im Augenblick, da er sein Kunstwerk empfängt, veräußert er sich restlos, gibt sich dem Universum hin und erobert sich so alle Musik, die möglich ist.

Als die Stunde der Empfängnis hinter mir lag, war ich ein anderer Mensch geworden. Keiner erkannte mich wieder: den heitern Künstler hatte die Empfängnis zum unruhigen, reizbaren Unzufriedenen gemacht, der durch seltsame Gebärden und verworrene Worte die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich zog. Du selbst wirst Dich wohl jener Tage erinnern, in denen ich, wie Du mir einmal in hohem Zorn sagtest, „nicht zu genießen“ war. Es ist etwas seltsames um einen Menschen,

dessen Geist trächtig ist. Du wüßtest nicht, mit welchen stolzen Gedanken ich mich trug . . . ich weihte keinen in meine geistige Wollust ein, denn dies wäre mir einer Entweihung, einer Lästerung der Gottheit gleichgekommen.

Heute aber, da ich ermattet bin, da ich mich ganz als ein Weib fühle, dem die gräßlichsten Wehen den Leib zerrissen, heute lächle ich müde und selig und lege meine Seele vor Dich hin: sie hat das größte geleistet, was sie leisten konnte.

Im kommenden Winter wird mein Werk gegeben werden. In einem Leipziger Theater, dessen Direktor mir verpflichtet ist.

Ich erstaune, da ich sehe, welch einen langen Brief ich geschrieben. Siehst Du, so rettungslos bin ich der Musik verfallen, so ausschließlich bin ich Musik, daß sie selbst bei der äußersten Ermüdung mich zwingt, ihre Pracht zu verkünden. Ich lebte, da ich diesen Brief schrieb, in einer Stunde der Ueberzeugung, es gäbe keinen klangreicheren Menschen als mich. In solcher Siegerhoffart schrieb ich Dir. Jetzt aber muß ich eine unendliche Stille um mich haben, es verlangt mich nach der berauschenden Musik einer friedlichen sonnigen Landschaft.

— Lebe wohl, Theo, und erwarte das Werk meiner tönenden Seele, erwarte meine tönende Seele selbst. Lebe wohl und schreibe mir nicht. Ich habe mich in eine Stille eingesponnen, die selbst mein lautestes Reden, das Lachen und Streiten der Menschen, die hier verkehren, nicht zu zerreißen vermögen. Aber ein Einfluß, merke wohl, ein geschriebener Einfluß, darf nicht zu mir kommen; der verfolgte mich auf Schritt und Tritt, und seine entsetzlichen Buchstaben töteten in steter Bereitschaft meine tönende Stille.

— Lebe wohl.

Die Geschichte

von Uli Tarosch und dem Kater Schopenhauer

Von John von Gorsleben

Damals war Uli Tarosch siebenzehn Jahre alt und wunderschön. Sie hatte graue Augen von dem länglichen Schnitt und dem matten Glanz eines geschliffenen Steines. Auch standen sie weit voneinander ab und lange schwarze Wimpern hingen an den schweren Lidern dieser merkwürdigen Augen. Ihr Gang war leicht, und es lag eine anmutige Keckheit in der Art, wie sie die kleinen Füße vorsetzte.

Uli besaß einen riesengroßen schwarzen Kater mit kugelrunden grünen Augen und zwar von jenem seltenen Grün alter Türkise. Dieser Kater hieß Schopenhauer und liebte Uli mit einer ausschließlichen und ergebenen Liebe, wie alle Welt wußte. Auch wußte man, daß Uli mehr als einwandfrei erklärlich diesem Tiere zugetan war, wohingegen sie die zahlreichen Verehrer schnöde behandelte und ihnen allen den unheimlichen, unchristlichen und seelenlosen Kater vorzog.

Ganz besonders litt hierunter der Maler Nikolai Iwanowitsch Aladjew, ein Russe. Er liebte Uli mit einer märchenhaften Inbrunst, einer Tiefe, Ausschließlichkeit und einer Hoffnungslosigkeit, die ihn schon mehrfach an den Rand einer abgründigen Verzweiflung gebracht hatte. Sein Aussehen entsprach gänzlich diesem beklagenswerten Zustand. Mit seinen beiden Freunden, einem nieder-österreichischen Musiker und einem dänischen Bildhauer, gehörte er dem engeren Kreise von Ulis Verehrern an. Ihre Namen zu nennen, darf füglich unterlassen werden, denn sie treten im Verlauf der Geschichte, die wir hier erzählen wollen, in der Hauptsache als bloße Statisten in Erscheinung. Hingegen muß mit Nachdruck eines Mannes erwähnt werden, der mit einigem Recht Aussicht auf eine Nachfolgerschaft Schopenhauers zu haben schien: nämlich Hugo Külls, eines Deutschen und Philosophen, der soeben eine Erkenntnistheorie erfunden hatte.

Diese Tatsachen, vor allem aber das elende Aussehen Aladjews, hatten die unleugbar feindselige Stellung der Nachbarschaft Uli gegenüber verschuldet; allerdings mochten auch allerlei unkontrollierbare Gerüchte hierzu wesentlich beigetragen haben. So wollte man den Kater Schopenhauer bei Nacht und Mondschein durch die Luft sausend gesehen haben, wie er im Kamin über dem Atelier, das Uli im vierten Stock eines Hauses von Schwabing bewohnte, verschwunden sei. Ueberhaupt sprach man schon allgemein ganz laut und mit Ueberzeugung die Ansicht aus, Uli Tarosch wäre eine Hexe und stände durch Schopenhauer mit dem Teufel im Bunde. — Dem war aber nicht so. Jedenfalls war Uli anmutig, schön und gottlos genug, daß es unter zeitlich günstigeren Umständen ein leichtes gewesen wäre, sie dem Holzstoß zu überantworten. Jetzt begnügte man sich mit Steinen nach ihr zu werfen.

Das hatte zur Folge, daß Uli ihr Atelier nur mehr selten verließ und die Tage und halben Nächte in Gesellschaft Schopenhauers und ihrer Verehrer zubrachte. Das Ergebnis eines Zusammenseins von Menschen unter solch unnatürlichen, qualvollen Umständen war eine allgemeine Nervosität, die sich schließlich bis zur Unerträglichkeit steigerte. Ganz besonders wiederum machte Aladjews melancholischer Russenkopf einen kläglichen Eindruck. Seine Leidensfähigkeit schien zu Ende zu sein.

Hugo Küll, der Philosoph, schien bei dem allseitigen Zusammenbruch der Einzige zu sein, der noch Klarheit des Geistes genug zu irgendwelcher Abwehr besaß. Er beschloß, den Kater unschädlich zu machen, durch Hypnose unschädlich zu machen. Denn ihn zu töten fürchtete er sich vor Uli und vielleicht vor Schopenhauer selbst, obgleich er das nicht eingestehen wollte. Nach vielen Wochen und mühsamen Experimenten gelang es ihm, Einfluß auf den Kater zu gewinnen. Es war dann belustigend und schreckensvoll zugleich, wie Schopenhauer dem Wink der gebieterischen Augen Külls folgte, aber nach jedem Schritt den Kopf wie unter Schmerzen in dem Nacken drehte und nach Uli zurückschielte, die irgendwo auf der Ottomane lag. Diese unnötig komplizierte und überdies lächerliche Gangart mußte auf Aladjew entschieden von suggestiver Wirkung sein, denn nach Verlauf einiger Zeit begann er des Katers rätselhafte Bewegungen nachzuahmen.

Ein vorurteilsloser Beobachter hätte in diesem absonderlichen Gebahren ohne Mühe deutliche Spuren von Geistesstörung erblickt. Nicht so Hugo Küll, der Philosoph, noch seine Freunde. Wie Uli Tarosch darüber dachte ist unsicher. Anzunehmen ist aber, daß, wenn sie überhaupt etwas gewahr wurde, ihr diese bedrohlichen Anzeichen ohne Zweifel Vergnügen bereiteten. Tatsache ist, daß sie eine unwandelbare Ruhe zur Schau trug und der Entwicklung der Dinge, die zur Katastrophe führen mußten, weder Vorschub leistete noch sie verzögerte.

Und die Katastrophe kam.

Der letzte spärliche Rest des Tages war mit großer Gleichgültigkeit geschieden. Schon kroch der Mond schwerfällig hinter den Dächern der Stadt herauf und zeichnete ein schmales Band violetten Lichtes durch das immense quadratische Fenster in Ulis Atelier. Ein Teppich leuchtete blutrot aus dem Schatten hervor und lag da, lang und gestreckt, wie die lebendige Zunge eines Ungeheuers. Uli saß, ein Bein über dem andern, auf der Ottomane und hielt eine Zigarette zwischen den zarten Fingern, an denen sie gewöhnlich große Halbedelsteine in altertümlicher Fassung trug. Ringsum an den weißen Wänden standen oder saßen die Freunde, Küll, wie gewöhnlich ernsthaft bemüht, den nebenbuhlerischen Kater herbeizuhypnotisieren. Und wirklich, Schopenhauer, dessen grüne Lichter dabei gespenstisch in der Dämmerung phosphoreszierten, setzte sich in Bewegung. Küll zwang das Tier offenbar mit jedem neuen Tag mehr unter seinen Willen. Bislang hatte Uli ihn ungläubig lächelnd gewähren lassen. Sei es nun, daß sie begann Külls Erfolge zu fürchten oder daß es es sie reizte diesen Bestrebungen gegenüber ihre Macht zu erproben: mit einem Male wurde sie unruhig, warf die Zigarette fort und, wie infolge eines plötzlichen Entschlusses, rief sie Schopenhauer mit lockenden Koseworten herbei. Dieser stutzte, entzog sich den Blicken Külls und flüchtete mit einer überraschenden Wendung in die ausgestreckten Arme Ulis, die ihn mit einer schützenden Gebärde vom Boden und auf ihren Schoß riß. Dann schmiegte sie seinen runden schwarzen Kopf an ihre Brust und begann ihn wollüstig zu küssen und zu streicheln. Unter ihren Händen löste sich die künstliche Starrheit des geschmeidigen Katzenleibes in einer warmen Behaglichkeit. Behaglichkeit aber erweckt Begehren, und Schopenhauers leichte Erregbarkeit erwärmte sich an ihr mit rascher Steigerung bis er sich schließlich, durch keinerlei moralische Gegenvorstellungen gehemmt, verlangend und gierig schnurrend in den Schoß der Frau wühlte.

Dieses suchende lüsterne Schnurren erfüllte despotisch den kahlen Raum. Küll staunte verloren ins Leere, und die drei Freunde starrten vor wahnwitziger Eifersucht mit grünlichen Gesichtern dorthin, von wo das Liebesschnurren kam. Uli lächelte, aber die halbe Dunkelheit verschlang das Lächeln, in dem sich grausame Zärtlichkeit und naiver Siegerstolz mengten.

Mit einer kindlichen Freude am Erfolg steigerte sie die Begierde des Tieres durch raffinierte Liebkosungen. Das wollüstige Schnurren wurde immer unerträglicher und endete zuletzt in einem wütenden Grunzen. Uli saß mit zusammengepreßten Schenkeln da. Sie hatte das Kinn erhoben, die Augen geschlossen und den Mund leicht geöffnet. Ihr Körper streckte sich und erschauerte in leisem Zittern. Mit nervösen Bewegungen, wie vernunftbegabt und eigentätig, zuckten ihre Fingerspitzen durch das schwarze weiche Fell, bis sie unvermittelt in einem Anfall sinnlicher Roheit die Nägel tief in den heißen Körper des Tieres grub, das schmerzvoll aufschrie.

Die vier Männer ringsum an den Wänden lauschten mit gereckten Hälsen und verzerrten Gesichtern. Sie lauschten gespannt und empfindungslos nach etwas, nach etwas Ungeheuerlichem, lauschten und lauschten, bis dennoch überrumpelnd das Erwartete eintrat: ein wildes stolzes Geheul, das Sieges- und Triumphmiauen des wollusterlösten Katers erscholl, so schrill, schrankenlos und voll Hohn, und drang den Männern schmetternd und ungehemmt in das Gehirn, so schmerzend und stehend, als ob kein Trommelfell den schwankend hohen Schall mehr dämpfte.

Da geschah etwas Grauenvolles, was allen die Haare zu Berge trieb und die Poren der Haut weit öffnete. Nikolai Iwanowitsch Aladjew schnellte mit einem Satz von der Wand, wo er wie versteinert gestanden hatte, in die Mitte des Raumes,

sank auf seine Hände, warf qualvoll das katzenartig entstellte Haupt in den Nacken und begann mit schmerzlich verzogenem Mund ein herzerbrechendes Miauen, leidenschaftlich bemüht, das Triumphgeheul des glücklichen Nebenbuhlers zu übertönen. Ein kurzes Auflachen Ulis erklang, befremdlich in seiner Trockenheit. Schopenhauer aber, der erregt und mit sonderbar scharfen Wendungen und mit gesträubtem Rücken seine Herrin umkreiste, fuhr wutfauchend und mit grünen Augen, Aladjew entgegen. So stierten sich die Gegner eine Weile fletschend und voll blöden Hasses an. Lediglich Schopenhauers Schweif, der kerzengerade und erbost in den Aether stach, störte die Symmetrie des ungewöhnlichen Bildes, bis sich langsam, behutsam die elastischen Glieder des Katers lösten. Er glitt lautlos zurück, offenbar in listiger Absicht, sich wie zum Sprunge dicht an den Boden kauernd. Das lauernde sprungbereite Tier erweckte in Aladjews Seele eine sinnlose phänomenale und unzähmbare Furcht, eine Furcht, die in seinem gemarterten Gehirn vollends den kalten Wahnsinn entfachte. Er stieß ein tiefes dumpfes Brüllen aus, wie es nur eine grenzenlose Furcht gebären kann, ein Brüllen, das nicht aus Lungen, sondern aus Eingeweiden zu kommen schien und in rollendem Rythmus die Glasscheiben erklirren ließ. Dann sprang er auf und mit großer angstgejagter Gebärde zur Tür hinaus und die dunkle Treppe hinunter, als wenn der leibhaftige Teufel ihm mit kalten Krallen im Nacken säße. Schopenhauer, anfänglich verdutzt durch das Furchtgebrüll, verharrte einen Augenblick mit zugekniffenen Augen und zurückgelegten Ohren; dann schoß er wie ein Schatten durch die Luft auf den Flur und über die knackenden Stufen dem Fliehenden nach.

War es der suggestive Eindruck dieses fabelhaften Vorganges oder waren sie ohnehin schon dem Wahnsinn verfallen, urplötzlich huben der nieder-österreichische Musiker und der dänische Bildhauer zu schreien an wie zuvor Aladjew und stürmten polternd hinaus und hinterdrein.

In der stillen Umgebung der nächtlichen Straße wurde es lebendig. Ein Hund schlug an, Fenster öffneten sich und verwunderte Hälse reckten die Köpfe heraus nach den drei Menschen, die mit unvernünftigen Gebärden, schreiend und miauend in der trüben Mondhelle die Straße mit der weißen Bogenlampenreihe hinunterliefen. Dies alles machte einen solch seltsamen Eindruck, daß die späten Spaziergänger, die der Erscheinung begegneten, nicht nur verwundert stehen blieben, sondern unwillkürlich ins Laufen gerieten, sei es aus Neugierde oder unter jenem unbestimmten Zwang, der Menschen laufen macht, wenn sie andere laufen sehen.

Alles geriet in kopflose verständnislose Aufregung und Bewegung, schrie und brüllte. Rufe des Staunens und des Schreckens wurden laut, Höfe und Seitenstraßen spien kläffende Hunde und fauchende Katzen aus, die einander hetzten und in der allgemeinen Jagd kläffend, fauchend und heulend dem Schwarm lächerlich hastender Menschen folgten. So kollerte die Menge, Nikolai Iwanowitsch Aladjew und Schopenhauer allen voraus, die Leopoldstraße hinunter und schließlich um die Ecke einer Straße, die zum Englischen Garten führt. Gerade als der Schwarm in das Dunkel des Parkes einbiegen wollte, flammten zwei gelbe Blendlaternen auf, eine Hupe ertönte und ein Elektromobil glitt gedankeschnell heran. Als wenn der rücksichtslose stets gleiche Laut der Hupe den Bann gebrochen hätte, stoppte plötzlich die geisterhafte Jagd. Das Elektromobil knisterte interesselos an dem Häuflein verwunderter abgehetzter Menschen vorbei, die sich unwissend fragend ansahen und schließlich beschämt von dannen schlichen, indessen die Katzen die Bäume erstiegen und die Hunde, allen Hader vergessend, eifrig hinter einer Hündin hergaloppierten, die mit eingezogenem Schwanz quer über die Grasfläche floh.

Es war des andern Morgens schon spät, als Schopenhauer vor der Ateliertür Ulis Einlaß begehrte. Zu Schopenhauers Erstaunen, war es Küll, der ihm öffnete. — Es muß an dieser Stelle endlich gesagt werden, daß Hugo Küll, der Philosoph, den Ort der Katastrophe nicht mehr verlassen hatte. Uli hob den Ankömmling, der scheu und verlegen entschlüpfen wollte, auf ihre Arme und sah ihm mit unheilvoller Ruhe in die grünen Augen. Dann küßte sie flüchtig seine heiße Schnauze, trat an das offene Fenster und, ehe es jemand hätte hindern können, schleuderte sie das Tier in die Tiefe des asphaltglatten Hofes.

„Bist du nun zufrieden?" fragte sie vom Fenster zurücktretend und lächelte Küll ergeben zu.

Zur selben Stunde aber brachte man den Maler Nikolai Iwanowitsch Aladjew mit einem grünen Wagen in die Kreisirrenanstalt.

Glosse zu meinem Werk

Von Ardengo Soffici

> Permettez-mori de vous répéter ce que je vous disais ici: traiter la nature par le cylindre, la sphère, le cone ......
> Paul Cézanne: Brief an Emil Bernard

Da ich zum ersten Male in Deutschland ausstelle, halte ich es für nötig, dem deutschen Publikum eine Idee von der Entwicklung meiner Kunst zu geben. Nur einen Teil meiner Versuche will ich hier vorlegen: das Resultat der letzten fünf Jahre — nämlich seitdem ich mich in meiner Kunst vollständig jener Bewegung in der Malerei angeschlossen habe, die zur Zeit in ganz Europa unter dem zwar nicht zutreffenden aber durch den Gebrauch geheiligten Namen „Kubismus" bekannt ist.

Ich hätte die Ausstellung auf die letzten Resultate meines Schaffens beschränken können, aber indem ich dem Beschauer in meinen Arbeiten zeigte, wie diese Tendenz auftauchte, fortschritt und sich durchsetzte, glaubte ich am besten ihre Natur und Notwendigkeit klar zu legen, und dadurch ein Urteil, sei es gut oder böse, über die mannigfaltige Realisierung zu erleichtern.

In der Tat wird es für den Kunstverständigen genügen, die hier ausgestellten Gemälde aufmerksam zu betrachten, um zwischen den ersten und letzten etwas wie eine starke geistige Verwandtschaft zu entdecken, die logische Entwicklung eines künstlerischen Problems, die notwendige Umbildung einer immer exklusiveren Konzeption der sichtbaren Welt.

So wird man zum Beispiel sehen, wie auch in mir, der ich für kurze Zeit ein Anhänger der sogenannten impressionistischen Aesthetik war, wie fast alle Künstler meiner Generation, sich genau in dem Augenblicke der ersten in Frankreich eingetretenen Reaktion, ein Bedürfnis nach Einfachheit, Wirklichkeit und Disziplin geltend machte, wie sie der Impressionismus niemals oder fast niemals kannte.

Chromatischer Ueberschwang, zitterndes Verschwimmen der Formen und der Zeichnung, anarchische Erregtheit der Sensibilität waren die hervorstechenden Züge des Impressionismus. Diesen Eigentümlichkeiten, die zu Fehlern wurden bei den Fortsetzern, den Nachahmern und auch bei den Lehrern — Monet, Sisley, Pissaro machten zuletzt ein System daraus — sowie der Einseitigkeit, der Verschwommenheit, dem Anekdotischen mußte eine nach Erneuerung begierige Jugend andere Werte entgegensetzen. Sie entstammen einem weiteren, konstruktiveren Wirklichkeitsempfinden.

Schon im Schoße des Impressionismus selbst lag die Reaktion. Paul Cézanne (nicht zu reden von Renoir, dem wundervollen ganz für sich stehenden Künstler, noch von Gauguin, noch von Van Gogh, die bedeutungsvoll, aber ornamental sind), Paul Cézanne — der große Lehrer von uns allen — hätte sie begonnen und ruhmreich fortgeführt. Indem man sich seine Lehre zunutze machte, ohne seine ersten Kampfgenossen zu vernachlässigen, brauchte man nur auf diesem Weg fortzuschreiten.

Aber es ist nicht genug zu reagieren gegen eine Form der Kunst, deren Zeit vorüber ist. Das ist nur der erste Schritt zur völligen Freiheit; und der Geist, dem sich die Möglichkeit einer ganz neuen Folge von Studien und Entdeckungen enthüllt hatte, konnte nicht stehen bleiben, er mußte weiter, tiefer gehen.

So kam es, daß einige der Kühnsten unter den jungen Künstlern rasch über die Formlosigkeit, die koloristischen-lyrischen Exaltionen des Impressionismus hinwegschritten, zum Studium der Komposition und der Volumina, denen Cézanne besondere Sorgfalt widmete. Und indem sie diese Studien immer mehr vertieften, standen sie plötzlich vor dem Problem der völligen Emanzipation von jeder objektiven Darstellung der wirklichen alltäglichen Formen, von jedem Gedanken an Schilderung, Anekdote, Psychologie, Moral, Empfindung, Pädagogik oder Dekoration, kurz, vor dem Problem der wahren synthetischen lyrischen Malerei — und so entstand der Kubismus.

Da ich, wie ich schon sagte, ein Anhänger dieser Schule bin, steht es mir, glaube ich, nicht zu, sie zu beschreiben und ihre Zukunft zu prophezeien. Ich habe nur in wenigen Worten ihre geistige Geschichte skizzieren wollen, es ist auch die Geschichte der fünfundzwanzig Arbeiten, die ich ausstelle. Sie zeigen dem deutschen Publikum und der deutschen Kritik von 1908 bis heute die aufeinanderfolgenden Stadien meines persönlichen Beitrags zu der Bewegung auf einer Straße, die die moderne Malerei notwendig bis zum Ende wird verfolgen müssen.

Florenz, Dezember 1912

Die rote Flamme

Von Hermann Wagner

Fortsetzung

Und je lustiger und lauter sie sich gebärdete, um so stiller und banger wurde er in seinem Herzen —

„Noch eins!" sagte schließlich Fräulein Hermine, indem sie Herrn Theobald gegenübertrat. „Noch eine Bitte habe ich an Sie . . ."

Sie sprach merkwürdig gedämpft und ihre Lider waren halb gesenkt.

Unter diesen halb geschlossenen Lidern kroch aber ein brennender Blick hervor, und Herr Theobald fühlte, wie dieser Blick sich um seinen ganzen Körper wand, sich um ihn festschnürte und allen Willen und alle Energie aus ihm heraussaugte . . .

Wie einen ohnmächtigen Halm im Winde sah er seinen Körper hin und her schwanken . . .

„Reden Sie, liebes Fräulein," stammelte er.

„Nein! Sie müssen mir vorher versprechen, daß Sie nicht nein sagen werden! . . ."

„Wenn ich es vermag . . ."

„Es ist ein nichts, Herr Theobald! . . . ein nichts! . . .

Sagen Sie: Ja! . . ."

Herr Theobald zögerte.

„Versprechen Sie es mir! Ich bitte darum!"

Sie stand ganz dicht vor ihm und lächelte ihn an . . .

Ihr Lächeln! . . .

„Sagen Sie: ja! Sagen Sie es!"

„Ja . . . Ja! . . ."

Sie flüsterte ihm etwas ins Ohr.

Er verfärbte sich und wich zurück.

Aber sie breitete ihre Arme aus . . .

Da gab er einen schluchzenden Laut von sich und sank an ihre Brust . . .

Sie war gegangen . . .

Eben als es Mittag schlug und die Glocken anhuben zu läuten, hatte sie ihm ein letztes Mal die Hand gedrückt, und ihr Kopf war, mit einer lächelnden Wendung gegen ihn, hinter der Türe verschwunden.

Seitdem hatte er sich stumpf und regungslos, nicht vom Platze gerührt, und sein ganzes Bemühen war dahin gegangen, ihr Bild in seiner Phantasie festzuhalten.

Eine Stunde schon saß er so.

Er vermeinte noch ihren letzten Gruß zu hören, das leichte Geräusch ihrer Tritte, als sie die Stiegen hinabgegangen war, tönte in ihm fort, ihm war, als vernehme er noch den dumpfen Ton, als die Haustüre hinter ihr ins Schloß gefallen war —

Fort, fort . . .

Herr Theobald nahm Hut und Stock, verschloß die Türe und ging, die „Sorge" hinunter, nach der Stadt,

Während der Schnee unter seinen Füßen knirschte, und das grelle Licht des Wintertages von allen Seiten auf ihn eindrang, wurde er gewahr, wie das Gefühl der Bangigkeit und einer verzweifelten Sehnsucht in seiner Brust sich langsam und zaghaft löste.

Er langte auf dem Marktplatz an, nahm seinen Weg schlendernd durch die Lauben, umging mehrmals den kleinen Platz und war sich im Grunde gar nicht klar, wo er war und was er wollte.

Die Menschen sah er nicht, ebensowenig die Häuser um sich her; er machte den Weg rein mechanisch. Sein Blick war immer starr geradeaus gerichtet, hatte kein Ziel und verlor sich in einem Wirrwarr von Gestalten und Geschehnissen, die seine heiß arbeitende Phantasie in einer uferlosen Menge vor ihn hinstellte.

Die scharfe Luft, die seinem Gesichte beißend entgegenschlug, tat ihm ungemein wohl, und die Sonne, die berückende, sich zärtlich einschmeichelnde Wintersonne, bewirkte, daß in seine Seele etwas wie ein lachender Schein fiel und dort ein kleines Glücksgefühl weckte, ein bescheidenes, winziges Glück, von dem sich dem Körper eine behagliche Menge von Wärme und Trost mitteilte.

Er dachte:

Da draußen irgendwo fährt jetzt ein Zug . . .

Keuchend und pustend stampft er dahin, durch Felder und Wälder, und an Dörfern und Städten vorbei, und, in irgendeine Ecke gedrückt, mit leuchtenden Augen, mit sehnsüchtigem Herzen, sitzt jemand, der immerhin meiner gedenkt, . . . meiner gedenkt . . .

Er wurde nicht müde, es sich auszumalen:

Wie sie immer an ihn denken mußte, genau so wie er an sie . . .

Wie in ihrem Herzen ein Keim von Dankbarkeit steckte, der wuchs und wuchs und sich wandeln würde . . .

War es nicht wirklich geschehen?

Hatte sie es ihm nicht wirklich gesagt, mit Worten, mit ihrer eigenen Stimme, indem ihr Körper sich leibhaftig an den seinen gepreßt hatte? . . .

Daß sie ihn lieb habe —

„Ich habe dich lieb," hatte sie gesagt . . .

Herr Theobald blieb stehen, sah starr vor sich auf den Boden und machte mit seinem Stocke kleine verschrobene Zeichen in den Schnee.

„Ich habe dich lieb," sagte er dabei und lächelte in sich hinein.

Wie oft sagte er es?

Es war plötzlich Sonne in ihm.

Warum ging er nicht hin und umarmte diesen Baum, warum fiel er nicht um jene Säule und küßte sie! Jeden Stein hätte er aufheben mögen und ihn liebkosen, alles, was um ihn her war, an sein Herz drücken. Er lief plötzlich im schärfsten Tempo dahin, daß die Leute stehen blieben und sich verwundert und belustigt anstießen, er rannte . . . rannte . . .

Fortsetzung folgt

Berliner Sylvester

Und sie raste wieder, die Sylvesterbestie. Sie bereitete der Papierschlange ein Paradies, der Jahreswechsel wurde von allen Lebensanalphabeten sorglos akzeptiert, die Weiber kreischten, als gingen sie mit dem neuen Jahre nieder, Raketen stiegen, der Knalleffekte des gemeinen Ulks und der Rohheit war kein Ende, und das war nur der Anfang. Zwischen dem Sarge des alten Jahres und der Wiege des neuen wurde die Lebensfreude vergewaltigt. „Immer obenauf" ist die Devise der Kinder echter Fidelität, und der Menschenwürde ist ein tolles Ende bereitet. Leute, die das ganze lange Jahr hindurch nicht ein Fünkchen Geist versprühn, verbrennen in der Sylvesternacht nach einer f a m o s e n Idee. Und es ist wahr: daß „es bedeutend leichter ist, die zahlreichen gemütvollen Feste an ihrem vorausbestimmten Datum zu feiern, als das eine, das aus irgendeinem unbekannten Grunde ein reiches Maß von Witz verlangt. Von dem überreichen Vorrat an Gemüt, der uns nun mal innewohnt, können wir immer spenden. Leider sind wir nicht ehrlich genug, um uns einzugestehen, daß es mit unserer eingeborenen Lustigkeit nicht weit her ist. Mag Punsch, Sekt und angenehme Weiblichkeit im Laufe des Abends den sagenhaften Berliner Witz in uns entfesseln — am Nachmittag sind wir noch äußerst verlegen."

Doch „wie immer, wenn uns was fehlt, tritt eine Industrie auf, um uns zu helfen; und so ist auch der Sylvesterscherz Gegenstand einer Industrie geworden." Tausende fleißige Hände haben sich gerührt, um die unumgänglich notwendigen Lawinen der Heiterkeit ins Rollen zu bringen. Es schneit Konfetti und die Lawinen der Heiterkeit kommen ins Rollen. Wehe, wehe! Das alte Jahr ist pleite, die Scherzindustrie floriert, und nur die Polizei versteht keinen Spaß. Der Ernst des Lebens ist kalt gestellt, und „mit heißer Stirne betritt man die Straße, die mit F a l l s t r i c k e n, P a p i e r e n und dem Lärm der unmöglichsten Radauinstrumente angefüllt ist". Es fallen Papiere, es schneit Konfetti, die Lawinen der Heiterkeit stürzen über Fallstricke und die Radauinstrumente tuten Warnungssignale. Prost Neujahr!

„Schon gegen 10 Uhr sah man in der B e h r e n s t r a ß e und U n t e r d e n L i n d e n starke Aufgebote von S c h u t z m a n n s c h a f t z u F u ß u n d z u P f e r d e von den Polizeioffizieren die letzten Instruktionen entgegennehmen. Es sah aus, w i e S z e n e n a u s e i n e m m i l i t ä r i s c h e n F e l d l a g e r."

Die Polizei hatte gegen den inneren Feind gerüstet: der eingeborenen Lustigkeit. In der Zeit des Waffenstillstandes am Balkan erklärt die Berliner Schutzmannschaft der Lustigkeit den Krieg. Ist das nicht traurig? Der Säbel erhebt sich gegen den Niedergang des Witzes und der Revolver ist in Bereitschaft gegen eine Fidelität, die ihr Ziel verfehlt. Den Abstand, der zwischen Witz und Lustigkeit gähnt, kann man an der Gefahr ermessen, die dem Nächsten droht.

Ueber die Nacht, die aus irgendeinem unbekannten Grunde ein reiches Maß Witz verlangt, bricht die Handschellendämmerung herein. Nur die wüsten, hungrigen Begleiterscheinungen eines mageren Witzes sind da. Er sickert, ob auch Sekt und Champagner fließen, und angenehme Weiblichkeit muß ihn entfesseln, selber an männliche Trauergestalten gekettet. Sie entfesselt Witz und ist im Ernst zu beklagen. Sie zündet Splitter, wo sie Brände lockern möchte, sie entfesselt die s c h o e n e Ungebundenheit, selber an das Wrack einer gescheiterten Eunuchenmoral geschmiedet. Die a n g e n e h m e W e i b lichkeit ist die blutige Blüte einer verdorrenden Sitte, sie ist ein Produkt der modernen Kultur, ein Surrogat des Weibes, das der spekulative Bube Zeitgeist der Allmutter stückweise abgeschachert hat.

Joseph Adler

Empfohlene Bücher

Die Schriftleitung behält sich Besprechung der hier genannten Bücher vor. Die Aufführung bedeutet bereits eine Empfehlung. Verleger erhalten hier nicht erwähnte Bücher zurück, falls Rückporto beigefügt wurde.

N i c o l a s B e a u d u i n

Les Poètes: Premier Fascicule: Nicolas Beauduin
Paris / E. Basset et Cie / Editeurs

P o ë m e e t D r a m e

Volumen I November 1912: Gustave Lanson / Georges Polti / Louis Mandin / Guillaume Apollinaire / Jean de Broschère / A.-R. Schneeberger / Albert Gleizes / Jean Metzinger / Auguste Callet / Charles Callet / Jean Muller / Gaston Sauvebois / Henri-Martin Barzun
Paris / Verlag Eugène Figuière et Cie / Editeurs

A l b e r t V e r w e y

Het Eigen Rijk / Gedichte
Haag / De Zilverdistel

P a u l Z e c h

Das schwarze Revier / Gedichte
Umschlag von Ludwig Meidner
Verlag A. R. Meyer / Berlin-Wilmersdorf

Notiz

In dem Gedicht S p ä t e O k t o b e r n a c h t (Nummer 144/45) muß die siebente und achte Zeile heißen:

Ängstigend über r e i f e n Gestalt
Dringt h o c h, langsam doch ohne Halt.

Verantwortlich für die Schriftleitung:
Herwarth Walden / Berlin W 9

Ständige Ausstellungen der Zeitschrift Der Sturm

Berlin W / Königin Augustastraße 51 gegenüber der von der Heydtstraße
Fahrgelegenheit: Lützowplatz

Zwölfte Ausstellung
R. Delaunay
Ardengo Soffici
Julie Baum
Gedächtnisausstellung

Geöffnet täglich von 10—6 Uhr / Sonntags von 10—2 Uhr
Eintritt 1 Mark / Jahreskarte 6 Mark

Verlag der Sturm

Berlin W 9 Potsdamer Straße 134 a
Fernruf Amt Lützow 4443

Zeitschrift der Sturm
Dauerbezug

Gewöhnliche Ausgabe: Für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 6 Mark / Ein Halbjahr 3 Mark / Ein Vierteljahr 1 Mark 50 / Einzelnummer 20 Pfennig / Doppelnummer 40 Pfennig × Für das Ausland bei direkter Zustellung durch die Post: Ein Jahr 9 francs / Ein Halbjahr 4 francs 50 centimes / Ein Vierteljahr 3 francs / Einzelnummer 25 centimes / Doppelnummer 50 centimes. Probenummer umsonst

Sonderausgabe: Ungebrochene Exemplare auf holzfreiem Papier, Versendung in Rollen direkt durch die Post für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 12 Mark / Ein Halbjahr 6 Mark × Für das Ausland: Ein Jahr 18 francs / Ein Halbjahr 9 francs / Von dieser Ausgabe werden Vierteljahrsbezüge, Einzelnummern und Probenummern nicht abgegeben

Der Sturm: Erster Jahrgang, Nummer 1—56: 25 Mark / Zweiter Jahrgang, Nummer 57—104: 6 Mark / **Vom 1. April 1913 ab 10 Mark**

Die Zeitschrift Der Sturm ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen, durch die Post, sowie direkt durch den Verlag Der Sturm, Berlin W 9, zu beziehen / Zum Einzelverkauf liegt Der Sturm in allen Bahnhofshandlungen, Kiosken und Straßenständen auf

Falls direkte Zustellung durch den Verlag Der Sturm unter Streifband oder in Rolle gewünscht wird, bitten wir den Betrag für den Dauerbezug bei der Bestellung oder bei Beginn des neuen Vierteljahres bis zum zehnten des ersten Monats einzusenden / Andernfalls nehmen wir an, daß Einziehung des Betrages durch Nachnahme unter Berechnung des Nachnahmeportos gewünscht wird

Sonderdrucke

Max Pechstein: Die Erlegung des Festbratens / Originalholzschnitt / Auf Nummer 94 der Zeitschrift Der Sturm sind einhundert Exemplare vom Künstler mit der Hand aquarelliert, signiert und numeriert / Das Exemplar 5 Mark

Franz Marc: Versöhnung / Originalholzschnitt / 15 Exemplare vom Künstler auf Japanpapier handgedruckt, signiert und numeriert / Das Exemplar 40 Mark / Tierlegende / Pferde / Tiger / Pferde (Hochformat) / Originalholzschnitte / je 10 Exemplare vom Künstler auf Japanpapier handgedruckt, signiert und numeriert / Das Exemplar 40 Mark

Wilhelm Morgner: Acker mit Weib / Tierdresseur / Holzarbeiterfamilie / Fressende Holzarbeiter / Je zehn oder sieben nummerierte und signierte Handdrucke / Das Exemplar 15 Mark

G. Münter: Neujahrswunsch / Fünf signierte und numerierte Exemplare / Das Exemplar 20 Mark

Richter-Berlin: Landschaft mit holländischer Mühle / Landschaft mit Bockmühle / Landschaft mit Bahnwärterhäuschen / Landschaft mit Kindern / je fünfzehn signierte und numerierte Exemplare auf Japanpapier / Das Exemplar 25 Mark

Schmidt-Rottluff: Mann und Weib / Zwölf handgedruckte, numerierte und signierte Exemplare / Das Exemplar 30 Mark

Arthur Segal: Vom Strande I / Vom Strande III / je fünfzehn signierte und numerierte Exemplare / Das Exemplar 20 Mark

H. Campendonk: Originalholzschnitte [Nummer 131, 134/135, 140/141] zwölf signierte und numerierte Exemplare / Das Exemplar 25 Mark

Oskar Kokoschka: Plakat für die Zeitschrift Der Sturm / Originallithographie / Das Exemplar 3 Mark

Oskar Kokoschka: Nijinsky / Porträt Lichtdruck, großes Format / 10 Mark

R. Delaunay: Album / Elf Reproduktionen von Gemälden (ein Farbendruck) mit einem Gedicht von Guillaume Apollinaire / Das Exemplar 10 Mark

Musik

Herwarth Walden: Dafnislieder / Zu Gedichten von Arno Holz / Für Gesang und Klavier / 3 Mark

Künstlerpostkarten

Futuristen: 1 / Umberto Boccioni: Das Lachen / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Die Modistin / Ruhelose Tänzerin / Pan-Pan Tanz × Lichtdrucke: Das Exemplar 20 Pfennig

2 / Umberto Boccioni: Das Lachen / Abschied / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Pan-Pan Tanz / Ruhelose Tänzerin × Clichédrucke: Das Exemplar 20 Pfennig

Zeitschriften

Die Aufnahme erfolgt kostenlos nach freiem Ermessen der Redaktion dieser Zeitschrift

L'Effort Libre / früher L'Effort / Monatsschrift / Herausgeber: Jean Richard Bloch / Poitiers [Vienne]

L'Indépendance / Halbmonatsschrift / Künste / Kultur / Philosophie / Politik / Jahresbezug 15 Francs / Paris 31 rue Jacob

Les Marges / Monatsschrift / Paris 5 rue Chaptal

La Nouvelle Revue Française / Monatsschrift / Paris VIe 35/37 Rue Madame / Nummer 1 Francs 50 centimes

Les Cahiers du Centre / Moulins [Allier]

Les Soirées de Paris / Recueil Mensuel / Paris 9 rue Jacob

Umelecky Mesicnik / Monatsschrift für Neue Kunst. Tschechische, fremde und alte Kunst: Literatur, Kunsthistorie, Malerei, Plastik, Architektur, Kunstgewerbe, Theater, Musik. Erscheint monatlich (8 Bildbeilagen, 20 Seiten reich illustrierter Text, Musikbeilage). Jährlich M. 12.60 / Prag I / Bellevue / Franzenquai 20

Druck von Carl Hause / Berlin SO 26